

WOLFGANG SCHADEWALDT

Der Vortrag »Das Problem des Übersetzens« erschien erstmals gedruckt in der Zeitschrift »Die Antike«, Band III (1927), Heft 3, S. 287–303. Die Wiedergabe erfolgt nach »Hellas und Hesperien«. Ges. Schriften zur Antike und zur neueren Literatur. Zum 60. Geburtstag von Wolfgang Schadewaldt am 15. März 1960. Zürich und Stuttgart (Artemis Verlag) 1960. S. 523–537.

Das Bewußtsein, daß Übersetzen eine hohe Kunst ist und als solche Gegenstand der Theorie sein darf, ist uns Deutschen lebendig, seitdem wir in unserer Klassik wieder ein Schrifttum besitzen, das Anspruch auf den Namen Literatur hat. Daß man auf das ‚Übersetzerelend‘ schalt und damit die freilich befangenen, wohl auch wirren Versuche geißelte, die doch mit dazu beigetragen hatten, der neuen Literatur den Weg zu bereiten: das stand nicht mehr einer Zeit der Reife an, wo der Deutsche, der eigenen Art und der eigenen Form gewiß, sich den geistigen Schöpfungen fremder Nationen nun in selbstbewußter Hingabe zuwenden konnte. Die wenigen schöpferischen Übertragungen, die wir haben, stammen aus der Epoche solcher selbstgewählter, nicht notgedrungener Unterordnung unter fremden Geist, und durch deren Dasein scheint der Wert des Übersetzens auch für die Gegenwart, sofern sie eine geistig lebendige Zeit ist, außer Frage gestellt.

Allein eben unsere Gegenwart und vornehmlich die Philosophie betont die Problematik alles Übersetzens. Man sieht in der Übersetzung etwas nur Abgeleitetes, Provisorisches, spricht von der Inkommensurabilität der einmal geprägten Form; man folgert daraus, daß Übersetzen am höchsten Maßstab gemessen unmöglich und der Wert der Übersetzung als Mittlerin zumal antiken Geistes zweifelhaft sei. Doch durch solche theoretische Erwägungen läßt sich der praktische Übersetzer nicht beirren. Man übersetzt weiter in allen Kultursprachen Europas und oft aus umfassendem Wissen und

unverächtlicher Einfühlungs- und Gestaltungskraft. Hier fragen wir uns, wie die Skepsis, ja der Verzicht auf der einen Seite, die unbefangene Naivität des Produzierens auf der anderen sich zueinander schicken. Hat der Skeptiker recht, so beruht alles übersetzerische Treiben auf keinem anderen Grunde als dem subjektiven Erleben eben desjenigen, der es tut. Übersetzen wäre dann Sache des Künstlers (so wie man im modernen Sinne den Künstler auffaßt oder aufgefaßt hat), wäre Sache des ›Lebens‹, Ausbruch innerer Lebensfülle. Wirklich hat man vor nicht allzu langer Zeit (und zwar angesichts eines Gegenstandes wie Platon) gesagt, nur wo sie einer »dämonisch bildenden Phantasie« entstamme, habe die Übersetzung ein Recht da zu sein. Und im Einklang damit hat man das Bedürfnis nach Übersetzungen bestritten — nicht nur die Nachfrage des Marktes nach Unterhaltungs- und Lese ware (sie kommt hier gar nicht in Betracht), sondern auch jenes höhere geistige Bedürfnis, ohne welches jeder noch so ehrliche bekennerrhafte Erlebnisausdruck wirkungslos verlorener Schall ist. Behält aber der naive Drang des praktischen Übersetzers recht, so beruht der Verzicht des Theoretikers vielleicht auf Verkennung eben dessen, was Übersetzen ist und leistet, oder auf einseitiger Betrachtung — verständlich gewiß in einer Zeit, die um die Anerkennung des Rechtes der Originale selber zu kämpfen hat, aber darum doch nicht weniger einseitig.

Es leuchtet wohl von selber ein, daß die Frage sich keineswegs auf ein glattes Entweder-Oder bringen läßt. Ist es vorschnell zu behaupten, die Möglichkeiten des Übersetzens seien heute erschöpft, so wäre es doch kurzfristig zu leugnen, daß sich uns gerade hier an einer Teilerscheinung die ernste Problematik unserer Stellung nicht bloß zur Übersetzerkunst, sondern zur Wortkunst überhaupt aufdrängt. Als Philologen geht uns die Frage an, insofern wir der Erkenntnis der Kultur des Griechentums dienen und sofern wir dem Leben der Gegenwart verpflichtet sind.

Wie weit uns Übersetzen einer fremdsprachlichen Rede in die eigene Sprache als möglich oder werthaft gilt, das hängt davon ab, was wir von ihm verlangen; und was wir von der Übersetzung verlangen, das bestimmt sich durch das Bild, das wir von dem Originale in uns tragen. Die erste, aber auch die höchste Forderung, die wir an die Übersetzung stellen, ist die Forderung der Treue.

Treue ist von vornherein mit dem strengeren Begriff des Übersetzens gegeben, und in ihr vollendet die Übersetzung ihr Wesen. Welcher Grad aber und welche Art der Erhaltung und Erneuerung des Originals durch die Mittel der eigenen Sprache Treue ist, darüber denkt der einzelne Übersetzer und dachte das jeweils übersetzende Zeitalter verschieden. Denn was wir treffend im Deutschen (wie der Lateiner) die ›Treue‹ der fertigen Übersetzung nennen, das ist eben die einzelne Verwirklichung des allgemeinen geistigen Verhältnisses, welches das Individuum oder den Geist der Zeit mit den Originalen verbindet. Nach der Art dieser Treue, weit mehr als nach dem Grade, beurteilen wir den Wert des Übersetzens; von hier aus entspringt aber auch seine Problematik.

Es gibt freilich gewisse Arten des Übersetzens, die durchaus unproblematisch sind, solche, die gar nicht im strengen Sinne treu sein wollen oder Treue jedenfalls nicht als verpflichtende Forderung dem ganzen Wesen des Originals gegenüber verstehen. Wenn man in Deutschland vor Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, im Sinne Ciceros und Quintilians, das Übersetzen als formal-rhetorische Übung betrieb, »dadurch die Eigenschaft und Glanz der Wörter, die Menge der Figuren und das Vermögen auch dergleichen zu erfinden zuwege gebracht wird« (Opitz), so konnte es gleichgültig sein, ob man Prosa in Poesie oder Poesie in Prosa übertrug, je nachdem man sich in dieser oder jener Gattung zu vervollkommen strebte. Denn Original bedeutet hier ›Stilmuster‹, und Treue – sie ist der Willkür eines, sei es ungeformten, sei es verbildeten Geschmacksinnes unterworfen. Wer ferner einem fremden Schriftwerk mit dem Bemühen entgegentritt, der grob-stoff-|lichen tatsächlichen Inhalte habhaft zu werden und deren Kenntnis den Volksgenossen zugänglich zu machen, der darf als treu gelten, wenn er sich den Sachen verpflichtet fühlt. Übersetzungen sind hier »Schriften« (ich zitiere eine 1734 in Gottscheds »Critischen Beyträgen« erschienene Definition des Aufklärers Venzky), »welche eine Sache oder gelehrte Arbeit in einer anderen . . . Sprache, als in welcher sie anfänglich von ihrem Verfasser geschrieben worden, zu dem Ende erzählen, daß sowohl Unwissende als auch in der Grundsprache einer Schrift Ungeübte eben die Sachen in einer bekannten Sprache mit größerem Nutzen und Vergnügen lesen

können«. Und hat solche Übersetzung »den Verstand einer ursprünglichen Schrift deutlich und vollständig ausgedrückt, so ist sie so gut wie das Original«. Denn Original ist hier die Summe der nützlichen und wissenswerten Tatsachen. Darum ist mit der Treue durchaus vereinbar, daß man das Original womöglich korrigiert und ergänzt, jedenfalls Anmerkungen beifügt, Dunkelheiten aufhellt und gebundene Sprache lieber in Prosa umsetzt, der Deutlichkeit und Verständlichkeit halber. Das eigentliche Übersetzen ist hierbei jedoch ein vorwiegend negatives Geschäft: der Übersetzer ist bestrebt, den Notzustand beseitigen zu helfen, der mit der babylonischen Sprachverwirrung in die Welt kam. Seine Mittel sind sprachliche und sachliche Kenntnisse, allenfalls Findigkeit und Routine, das heißt intellektuelle Eigenschaften, wie sie den Dolmetscher ausmachen, der im praktischen Leben die Verständigung über Sachen und sachlich bezogene Wünsche vermittelt. Darum tat man gut, diese Art des aufklärerischen Übersetzens als Dolmetschen zu bezeichnen. Es wird in den Literaturen stets Schriftwerke geben, die nur des Dolmetschens bedürfen: technische Fachzeitschriften, Chroniken und ähnliches. Auch Werke der Poesie oder überhaupt Werke von eigenstem individuellem Gepräge wird man nicht ohne Nutzen für den verdolmetschen, der ihrer tatsächlichen Substrate teilhaft werden will. Als geistige Erscheinung jedoch ist das Dolmetschen in Deutschland überwunden, seitdem der historische Sinn sich über das Interesse für Kuriositäten erhob und mit dem Erwachen zu eigener Nationalität und zu eigener Individualität die Andersartigkeit der Völker und der Zeiten begriffen wurde. Daß Übersetzen unnütz sei, wenn nicht die individuelle Form des Vorbilds erhalten bliebe, hatten früh schon die Schweizer geahnt, die des poetischen Gehaltes wegen übertrugen und (so wenig sie dieses Ziel auch selber erreichten) von der Übersetzung ausdrücklich forderten, sie solle ein getreues Conterfey sein. In solcher Treue gegenüber dem individuellen Gepräge der Urschrift scheint der strengste Begriff von Übersetzertreue vorgebildet, nach dem wir im landläufigen Sinne auch heute verlangen, daß Übersetzung und Original identisch seien. Aber eben hier, wo eine Formel erstrebt wird, welche das Übersetzen als eine höhere werthafte Tätigkeit erscheinen läßt, beginnt es bereits sich selber in Frage zu stellen.

Übersetzen gilt von nun an immer weniger als Arbeit, die sich mit rationalen Mitteln vollziehen ließe. Zwar ist zum Übersetzer nur berufen, wer einen vollendeten Dolmetscher abgeben würde, doch geht sein Verstehen weit über das grammatisch-logische Verständnis oder die sachliche Kennerschaft hinaus. Er muß die Fähigkeit besitzen, sich in die Umwelt seines Autors einzuleben, geistige Individualität von innen heraus zu erfühlen und in neuer Form neu erstehen zu lassen.

Zunächst freilich scheint die oft wiederholte Maxime: der übersetzte Autor müsse zu uns reden, wie er als Deutscher zu Deutschen reden würde, dem Postulat der strengsten Treue zu genügen; zumal wenn man ausdrücklich ausschließt, daß jeder jeden Autor übersetzen könne, und Kongenialität des einzelnen Übersetzers, wohl auch Kongenialität des Zeitalters zur Voraussetzung macht. Es ist dies die Art des Übersetzens, die Goethe in dem bekannten Stück der »Noten und Abhandlungen zum Diwan« der zweiten der von ihm statuierten Epochen zuweist und als »parodistisch« charakterisiert, insofern sie »eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eigenem Sinne wieder darzustellen bemüht ist«. In ihr ist Wielands temperamentvolle Liebenswürdigkeit mit Glück zur Geltung gekommen, einige der schönsten Gedichte Mörikes sind Übersetzungen dieser Art; und auch heute verdanken wir ihr bedeutende und eindrucksvolle Versuche. Kein Zweifel, daß sie durch differenziertes Verstehen der fremden Formen, ihrer Gattungen wie ihrer Epochen, wirksam unterstützt wird, und daß sie in unserer Literatur ihren Platz behaupten wird, solange der Dichter sie handhabt. Und doch kann sie nicht im höchsten Sinne treu genannt werden. Wer sie gebraucht, der nötigt den Autor der fremden Nation zu uns herüber. Ist er bestrebt, die Individualität seines Autors zu wahren, so glaubt er es erreichen zu müssen, indem er die nationalen Eigentümlichkeiten opfert, um unter Wahrung des analogen Verhältnisses das Individuelle um so sicherer zu treffen. Übersetzen dieser Art gleicht dem Wechseln des Geldes: man tauscht fremde Währung in eigene aus: der Wert (so meint man) bleibt derselbe. Doch ist hier nicht bloß der Vergleich, sondern das Vergleichene selbst in sich unstimmig. Die Forderung, das Individuelle sei zu bewahren, das Volkstümliche zu opfern, beruht auf einem unzureichenden Form-

begriff: sie vergißt die geheimen und notwendigen Zusammenhänge, welche zwischen Sprache und Gedanke, zwischen dem Geist der Nation und dem Geiste des Individuums obwalten.

Die Erkenntnis, daß Form und Gehalt in untrennbarer Einheit einander entsprechen, dergestalt daß Beide Attribute der einen geistigen Substanz seien, indem Form die sinnliche Erscheinung des Gehalts, Gehalt die geistige Erscheinung der Form bedeute: diese Erkenntnis ist wissenschaftliches Gemeingut der deutschen Klassik. Wilhelm v. Humboldt hat seine Sprachphilosophie darauf aufgebaut und dadurch erst die theoretischen Voraussetzungen hergestellt, unter denen das Übersetzen zum wissenschaftlichen Problem wird. Und hier tritt an allem Übersetzen sofort die Antinomie in die Erscheinung, die auch uns noch beschäftigt.

Die Sprache ist für Humboldt »die äußerliche Erscheinungsform des Geistes der Völker: ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache«. Sie ist der »geistige Aushauch eines nationell individuellen Lebens«. »Alle Sprachformen« aber sind, so betrachtet, »Symbole, nicht die Dinge selbst, nicht verabredete Zeichen, sondern Laute, welche mit den Dingen und Begriffen, die sie darstellen, durch den Geist, in dem sie entstanden sind und immerfort entstehen, sich in wirklichem, wenn man es so nennen will, mystischen Zusammenhänge befinden; welche die Gegenstände der Wirklichkeit gleichsam aufgelöst in Ideen enthalten, und nun auf eine Weise, der keine Grenze gedacht werden kann, verändern, trennen und verbinden können«. Darum: »Ein Wort ist so wenig ein Zeichen eines Begriffs, daß ja der Begriff ohne dasselbe nicht entstehen, geschweige denn festgehalten werden kann; das unbestimmte Wirken der Denkkraft zieht sich in ein Wort zusammen, wie leichte Gewölke am heiteren Himmel entstehen.« Wie sollte es so je möglich sein, den »Sinn« eines Wortes, eines Satzes, einer Schrift, den Gehalt eines Gedichtes aus den Formen seiner notwendigen sinnlichen Erscheinung herauszunehmen und mit Worten und Sätzen einer anderen Sprache zu verschmelzen, welche doch die Funktionen eines andersartigen Sinnganzen, eben der anderen Sprache sind. Wenn ferner die Sprache lebt, so lebt sie durch das Zusammenwirken des Geistes der Nation und des Geistes des individuellen Schöpfers: dieser faßt und gestaltet den eigenen Gedanken unter

dem furchtbaren Zwang der Sprache, und bereichert und erneuert diese zugleich durch die individuellen Formen, kraft derer er die Sprache den eigenen Ideen dienstbar macht. Wie darf man also daran denken, das ›Gold‹ der individuell geprägten Form befreit von der ›Schlacke‹ des national Eigentümlichen umzuschmelzen? Daß der Übersetzer schreiben müsse, wie es der Verfasser der Urschrift in der Sprache des Übersetzers als seiner eigenen getan hätte, ist also »ein Gedanke, bei dem man nicht überlegte, daß, wenn man nicht bloß von Wissenschaften und Tatsachen redet, kein Schriftsteller dasselbe auf dieselbe Weise in einer andren Sprache geschrieben haben würde«. Damit ist diese Übersetzungsart, so sehr sie auch der Anregung eines weiten Publikums dienen mag, gerichtet. Ihre scheinbar strenge Treue ist mehr Treue gegen den eigenen Sinn als gegen den Sinn des Originals. Sie mag die höchste Form des Übersetzens bezeich- |nen, wo immer es gilt, einer literaturarmen Nation aus der Fremde Surrogate herbeizuschaffen oder die Freude am schönen Werke zu wecken. Aber sie entspricht nicht demjenigen Grade der Bildung, auf dem man das bedeutende Fremde um des Fremden willen aufnimmt, um an diesem die eigene Art zu weiten und zu läutern. Was die Übersetzung hier leisten soll, ist nicht formale Schulung, nicht stoffliche Belehrung, auch nicht wesentlich ästhetischer Genuß. Sie dient einem nicht weiten, doch vertieften geistigen Bedürfnis; denn sie soll das lebendige Organ sein, durch das die Geister der Nationen miteinander Zwiesprache halten. Darum erfüllt sich ihre Treue nicht dem Stoff, nicht der äußeren Form gegenüber, sondern, Stoff und Form umfassend, bedeutet Treue nun das verpflichtende Begreifen der individuellen sinnlich-geistigen Totalität des Originals. Durch diese höchste Zielsetzung wird der Übersetzung ein höchster Wert verliehen. Hier im Zeitalter der deutschen Humanität wird die Idee der Übersetzung als autarker Form geistigen Lebens eigentlich erst gefaßt. Ihr Wesen ist auf dem Wesen des Zeitalters selbst gegründet, in welchem sich, einander gegenseitig befruchtend, die wissenschaftliche und künstlerische Ansicht unlösbar durchdringen und man die geistgeprägte Form, jene Schönheit, die zugleich Wahrheit ist, in fast religiöser Andacht erlebt: auch dies bedeutungsvoll genug, sofern wir bedenken, wie die erste große sprachgestaltende

Übertragung, die wir haben, die Lutherbibel, aus religiösem Impuls hervorgetrieben und von wissenschaftlichem Geiste getragen wurde.

Mit der erreichten hohen Zielsetzung scheint die Idee des Übersetzens sich jedoch so weit über die praktische Vollziehbarkeit erhoben zu haben, daß, was an einer Schrift übersetzbar ist, geringen Wertes erscheint, das Werthafte aber fortan für unübersetzbar gelten muß. Wie soll man sich dem hohen Ziele nähern? Wie muß man vorgehen, ohne wenigstens die Richtung zu verfehlen? Und welcher Wert kann solchen Versuchen zugesprochen werden? Das sind die Fragen, die sich um so stärker aufdrängen, da doch der Trieb zum Übersetzen nun einem allgemeinen geistigen Bedürfnis entgegenzukommen scheint. Die Epoche, die dem deutschen Schrifttum den Homer, Shakespeare, Cervantes und Calderon, Platon und Aristophanes gebracht hat, hat sie durch die Einstimmigkeit dreier Denker: Goethe, Humboldt, Schleiermacher, zu beantworten gesucht, am umfassendsten durch Schleiermachers Akademievortrag vom Jahre 1813 »Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens«.

Was in jener Abhandlung vom rechten Übersetzer verlangt wird, sind vornehmlich zwei Eigenschaften — sie fließen unmittelbar aus der Unbedingtheit der geforderten Treue: Hingabe dem Original, Entsagung den eigenen sprachlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten gegenüber. Soll der Zweck des Übersetzens gewahrt werden, der darin besteht, dem der fremden Sprache Unmächtigen, doch dem fremden Geiste Zugewandten in der eigenen Sprache den Eindruck zu vermitteln, den der Übersetzer selber an der Ursprache gewonnen hat, so ist gerade die Fremdheit des Fremden das kostbarste dem Übersetzer anvertraute Gut. Es ist seine Pflicht, bisweilen schroff und steif zu erscheinen, dem Leser anstößig zu werden und sich der Bildsamkeit, welche das Deutsche anderen Sprachen voraushat, entgegen dem bisherigen eigenen Sinn und im Sinne des Fremden zu bedienen. Das Mittel des Übersetzers ist ein eigenes Übersetzerdeutsch, das die in der Sprache ruhenden Möglichkeiten im Sinne des fremden Autors verwirklicht, nicht nur im Sinne der Sprache jenes Volkes, ihres Zustands in jener Epoche, sondern auch des individuellen Stils. Denn mit dem erzeugten Eindruck eines unbestimmten Fremden ist dem Leser nicht gedient.

Die Übersetzung muß ihm nach etwas bestimmtem Anderem klingen, ihn bei tieferem Eindringen und weiterer Umschau die fremde Nationalität, Epoche und Gattung, ja die Individualität des Autors selber wiedererkennen lassen. Aber dazu ist Voraussetzung, daß nicht bloß vereinzelt in dieser Methode übersetzt werde, sondern daß ganze Literaturen, die Autoren aller Zeiten und verschiedener Nationen in heimischer Gewandung und leibhafter Erscheinung auf deutschem Boden sich zusammenfinden. Denn »wegen seiner Achtung für das Fremde und seiner vermittelnden Natur ist unser Volk bestimmt, alle Schätze fremder Wissenschaft und Kunst mit seiner eigenen zugleich in seiner Sprache gleichsam zu einem großen geschichtlichen Ganzen zu vereinigen, das im Mittelpunkt und Herzen von Europa verwahrt werde, damit nun durch Hilfe unserer Sprache, was die verschiedensten Zeiten Schönes gebracht haben, jeder so rein und vollkommen genießen könne, als es dem Fremdling nur möglich ist«. Dies gilt als der »wahre geschichtliche Zweck des Übersetzens im Großen, wie es bei uns heimisch ist«.

So weit Schleiermachers Abhandlung: in ihr vollendet sich die Theorie des Übersetzens als ein gemäßer Ausdruck ihrer Zeit. Wie aber haben wir uns mit der theoretischen Unmöglichkeit des Übersetzens abzufinden, wo unsere geistige Lage um so viel erschwerter ist, als uns das historische Zeitalter gefördert und den Gegenständen neu verpflichtet hat? Bedarf es eines Wortes, daß wir die Berechtigung und den Wert des Übersetzens nicht mehr abhängig machen können von der Idee des Deutschen als Weltliteratursprache? Schleiermacher selbst hat die massenhafte Anwendung seiner Methode für ihre Anwendbarkeit zur Voraussetzung gemacht. Diese Voraussetzung ist bisher nicht erfüllt und scheint heute aussichtsloser denn je, zumal die andere Voraussetzung, das Publikum »von Liebhabern und Kennern im besseren Sinne des Wortes«, kaum noch besteht. Freilich beginnt die | Methode der entsagungsvollen Schlichtheit, der Goethe immer wieder zugestimmt hat, sich heute neu geltend zu machen. So hat Schleiermacher selbst den Platon übersetzt, so Hölderlin versucht, den Pindar zu übertragen, und vornehmlich die neue Würdigung des fast vergessenen Buches scheint diese Art des Übersetzens zu empfehlen. Wir begegnen dem Versuche Hölderlins mit der Ehrfurcht, welche dem zweck-

freiesten tiefen Spiele eines einsamen und auf sich selbst gewandten Geistes gebührt, der im Anschauen der griechischen Gestalt versunken und untergegangen ist. Aber vermag diese Methode als solche, von ihrem Meister und von ihrem Gegenstande abgesehen, den Wert und das Recht des Übersetzens zu verbürgen? Je stärker wir die innere Voraussetzung alles Übersetzens erfüllen, nämlich je enger wir dem Geist der Urschrift verbunden sind, um so weniger kann uns selbst ein Verfahren genügen, durch das wir uns an die Formen der Erscheinung des fremden Geistes gebunden haben. Sein Wert beruht auf seiner Treue, Treue nun im tiefsten innerlichsten Sinne verstanden. Doch der Einwand, der jede Übersetzung trifft, trifft auch den Versuch, das Fremde, soweit möglich, auf Kosten des Eigenen zu erhalten. Denn das Wesen und das Geheimnis der künstlerischen Form (künstlerisch im weiteren Wortsinne begriffen) beruht mit darauf, daß sie etwas Einmaliges und Unwiederholbares ist. Die künstlerische Form erfüllt sich selbst durch die Ganzheit ihrer Erscheinung, eine Ganzheit, die auch im Fragment noch zu wirken vermag, die sich vielleicht zerstückeln und wieder zusammensetzen, aber nie auflösen und in fremdem Stoffe neu verbinden läßt. Denn der künstlerische Gedanke wächst nicht minder aus dem Stoff hervor, wie er bestrebt ist, sich den Stoff zu unterwerfen. Was wir Stoff nennen, ist in Wahrheit die erste dumpfe Werdestufe der Form; was uns als Form gilt, ist wieder Stoff einer höheren, umfassenderen Formung. Das Streben, gewisse Eigentümlichkeiten des Kunstwerkes in neuem Stoffe zu erhalten, bedeutet die eine, einzige Eigentümlichkeit verlieren. Und wem kann die zerlöste, ja notwendig verzerrte Form noch etwas sagen? Allenfalls der genialen Kraft eines nachschaffenden Auges, wie Goethes Auge war. Muß aber der Übersetzer die schöpferische Tat des Nachgestaltens dem genialen Leser überlassen: mit welchem Rechte übersetzt er?

Die theoretischen Bedenken gegen alles Übersetzen stellen sich in eindrucksvoller Konkretheit dar, wenn wir die Eigentümlichkeit der antiken, besonders der griechischen Vorbilder ins Auge fassen, so wie wir sie heute sehen müssen. Man hat oft betont, daß für die griechische Poesie, aber auch für weite Bereiche der Prosa, der Gleichsetzung von Form und Gehalt ein besonderer Sinn zukomme. Die verschiedenen Gattungen der älteren hellenischen Poesie (sosehr

sie auch aus volkstümlichen primitiven Literaturformen entwickelt sind) bedeuten ebenso viele Weltansichten. Wie sie einer | bestimmten Gesellschaftsordnung entsprechen, so spiegeln sie je eine bestimmt geordnete Innerlichkeit in der idealen Sphäre des Mythos ab. Und auch wenn die eine in der anderen späteren weiterwirkt, so wie Epos und Lyrik in dem umfassenden Genos der Tragödie weiterwirken, so bewahren sie die ihnen eigentümlichen Kräfte, indem sie sie der höheren Einheit zuführen. Wie im griechischen Genos in einzigartiger Weise der Geist von innen heraus wirkend die Elemente seiner sinnlichen Erscheinung an sich zieht und vergeistigend sie mit ungeschwächter Kraft durchdringt: Gedanke, Wort, Laut, Rhythmus, Ton zu organischer Einheit bindend, so treten uns andererseits auch in der Zeit die Zusammenhänge zwischen Gegenwart und Vergangenheit bei den Hellenen sichtbarer als irgendwo sonst gegenüber. Die griechische Literatur, indem sie uns den Verlauf sinnhaften Werdens gewissermaßen vormacht, ist ein vorzüglich historisches Phänomen. Wenn uns an dem Wesen des Genos vornehmlich seine einzigartige Ursprünglichkeit ins Auge fällt, so werden wir an der griechischen Individualität immer von neuem die Abhängigkeit von der Konvention gewahr — nicht als äußeren, dem Wesen entgegengesetzten Zwang, sondern als innerlich notwendige Bedingung. Individualität erscheint auf manchen Stufen der Entwicklung des griechischen Lebens nur im einheitlichen Zusammenschluß der traditionellen Elemente. Die vorwiegend historische Arbeit, die uns von dem Zeitalter der Klassik trennt und in der wir noch stehen, war ein dem Wesen griechischen Lebens geschuldeter Dienst. Und wenn wir heute die Gegenwart eines griechischen Werkes in eindringendem Verstehen zu erleben bemüht sind, so gelingt es uns erst, indem wir die in diesem Wesen aufgegangene Vergangenheit zum Bewußtsein gebracht haben. Nur als historisches Werden und überhistorisches Sein zugleich vermag das griechische Wesen sich uns zu enthüllen. Darum ist unser Verstehen nicht mehr wesentlich ein Anschauen und Umfassen der einheitlichen, einfältigen hellenischen Gestalt, sondern es ist, wo es zum Tiefsten dringt, sich selbst Problem. Es erhebt sich vom Historischen zum Überhistorischen und sucht vom Überhistorischen das Historische als sinnvoll zu begreifen. Es ist ein durchaus ‚unpoetisches‘ Verstehen, denn es

verfügt nicht über bequem präsentierbare Einsichten, sondern vollendet sich nur innerhalb des Bereichs der wissenschaftlichen Erkenntnis in seinem Fortschreiten über sich selbst hinaus als fortwährender Vollzug der Selbstgestaltung. Der Übersetzer aber, der aus solchem Verstehen zu übersetzen hat, befindet sich den griechischen Vorbildern gegenüber in einem Verhältnis weit komplizierterer Verantwortlichkeit als vor einem Jahrhundert. Die Suche nach der Art des Übersetzens tritt ihm zurück hinter die Suche nach dem Rechte, und eben die erkannte und zugegebene Unmöglichkeit alles werthaftern Übersetzens | muß sich ihm umformen in die Erkenntnis der Notwendigkeit seines Tuns. Mit welchem Rechte darf er praktisch eine Tätigkeit unternehmen, die er theoretisch für unvollziehbar halten muß?

Denken wir daran zurück, daß bei unserer Betrachtung der verschiedenen Typen des Übersetzens die Problematik um so eindrucksvoller hervortrat, je tiefer man die Forderung der Übersetzertreue empfand und anerkannte. Auf der höchsten Stufe ihrer Verwirklichung stellte sich das Original dar in der Ganzheit seiner geistigen Individualität. Hier schien es die Ganzheit unserer geistigen Existenz anzugehen, hier blieb des Theoretikers letzter Schluß der Verzicht – und eben hier (das ist die im Begriff des Übersetzens beschlossene Antinomie) wird dem praktischen Übersetzer der erste Schwung mitgeteilt, der ihn fortreißt zu dem Versuch, das Unmögliche möglich zu machen. Es ist eine und dieselbe gewisseste Erkenntnis der Idealität des Vorbildes, kraft derer die erkannte Schwierigkeit im theoretischen Betrachter den Verzicht, im erlebenden Übersetzer die Tat zeitigt. Jener resigniert (mit *seinem* Recht) vor der Einzigartigkeit, vor der Unwiederholbarkeit, vor der Unnahbarkeit des Urbildes; dieser (und das ist *sein* Recht) sucht sich dem Vorbild zu nahen, eben weil es ihn unnahbar lockt; er möchte es wiederholen, eben weil er sich dem Zauber seiner Unwiederholbarkeit hingab; und weil er von dem Werte seiner Einzigartigkeit durchdrungen ist, eben darum will er teil an ihm haben in seiner Ganzheit und in seiner Tiefe, will er die eigene Sprache und den eigenen Geist dem fremden gestaltenden Geiste darbieten als einen bildsamen Stoff, so daß er selbst sich selber gleichsam fremd gegenübertritt, und diese Wirkung der fremden Form festhalten in lebendiger und fortzeu-

gender Wirklichkeit: der Übersetzung. In der erlebten Idealität des Vorbildes ist das Recht alles Übersetzens begründet. Dürfen wir aber das Verhältnis des Übersetzers zum ursprünglichen Werk so auffassen wie das Verhältnis des ursprünglichen Künstlers zur künstlerischen Idee, so hieße es von der Übersetzung mehr, aber zugleich weniger verlangen als sie ist und leistet, wenn wir sie nach dem Grade der Identität mit dem Urbild beurteilten. Übersetzung ist nicht Kopie, sondern schöpferische Tat. Identität ist ihr nicht gegeben. Das Höchste, das sie für sich beanspruchen kann, ist, dem Vorbild wesensähnlich zu sein; und doch darf die schöpferische Nachbildung eines als werthaft empfundenen Werkes nur vermöge ihres Strebens zur Wesensgleichheit mit dem Urbild Übersetzung heißen. Mag dieses Streben auch dem Theoretiker als Fiktion erscheinen, so wird es dem Übersetzer doch zur Regulative seines Tuns. Wo sie am reinsten gegenwärtig ist, läßt sie das Original nie zur Vorlage werden, die irgendwelchen Zwecken außer ihr dienstbar ist, sondern wahrt sie ihm die Absolutheit des Vorbildes, das seinen Zweck in | sich trägt. Insofern sich das Vorbild in ein subjektives Erleben hineinsenkt, muß es notwendig Nachbilder subjektiver Art erzeugen; sofern aber die subjektiven Kräfte, getragen durch das Ethos der inneren Bereitschaft, sich der Norm des Vorbildes fügen, wird das Nachbild legitimiert. Der Antrieb zum Übersetzen entspringt, wo sich unter dem Eindruck der erlebten Werthhaftigkeit des Originals ein Kulturwollen einer Kulturform zuneigt und unterordnet. Alles werthafte Übersetzen ist schöpferisch getätigter Wille zur Selbstgestaltung, und die Übersetzung bestimmt sich uns mithin als Objektivation des Vollzuges solcher geistiger Selbstgestaltung.

Indem wir der Übersetzung von vornherein den Anspruch aberkennen, das Original zu ersetzen, billigen wir ihr zugleich den nicht geringeren Anspruch zu, das Vorbild gleichsam fortzusetzen, als Zeugin nämlich seiner lebendigen Fortwirkung in fremdem Geiste. Dazu berechtigt uns die Geschichte. Was die Übersetzung sein kann, erfährt der Kritiker bei dem Historiker, der ihm zeigt, was sie einmal und immer gewesen ist.

Wohl bei keinem anderen Volke ist der Trieb zum Übersetzen so stark und seine Rückwirkung auf die Bildung so beispielhaft wie bei den Römern. Die Römer wurden zu den Erfindern der Übersetzer-

kunst unter dem Schicksal, welches das gehaltvolle latinische Volkstum mit der griechischen Kultur zusammenführte, die ihre Eigenart längst aus sich selbst herausgestellt hatte. Darum treten an dem großen Beispiel der römischen Literatur die Normen, denen alles Übersetzen unterworfen ist, in einzigartiger Klarheit hervor. Daß das strenge wörtliche Übersetzen in unserem Sinne von den Römern zwar geübt wurde, aber sich im allgemeinen nicht zu dem Range literarischen Schrifttums erhob, unterliegt besonderen historischen und kulturellen Bedingungen, nach denen wir jetzt nicht fragen. Überblickt man aber den Zug der Entwicklung von dem Übersetzerwerk des latinisierten Griechen Andronicus bis zu den freien Schöpfungen der Augusteischen Aera, so offenbart die fortschreitende Übertragung der griechischen Gattungen die nicht geradlinige, doch stetige Wirkung eines Bildungswillens, kraft dessen durch Verpflanzung edler fremder Keime die nationalen und die individuellen Kräfte gelöst und stetig veredelt werden. Erst wo der Schwung der griechischen Form sie ergriffen hat, vermag die geniale Schöpferkraft des Plautus sich zu entladen; doch wo sie in üppigen Gebilden sich entfaltet, da ist die griechische Form zerbrochen. Auch Terenz kontaminiert, aber er tut es (wie er sich bewußt ist) mit Methode, sucht die Formen attischen Menschentums zu bewahren, die geist- und seelenvolle Grazie der attischen Unterhaltung zu treffen. Mit den Dichtern der Togata, die Horaz nicht ohne Grund gerühmt hat, stirbt das literarische Drama an eben dem Punkte, wo man seiner griechischen Form so gewiß geworden ist, daß man ihr römische | Inhalte gefügig machen kann. Und das erste Jahrhundert zeigt nicht nur in der Eroberung neuer Stilarten, sondern auch in der Ausbildung der schon übernommenen, wie der Römer mit vordringendem Verständnis des griechischen Wesens seines eigenen Wesens sich bewußt wird, wie er (wenn man eine persönliche Äußerung Goethes hierauf anwenden darf) mit jeder Erkenntnis »neuer Eigenschaften« an der griechischen Form »neue Fähigkeiten an sich selbst gewahr wird«. So bedeuten die metrischen und sprachlichen Experimente der Neoteriker ein leidenschaftliches Ergreifen der griechischen Form in jenem eigentlichen, eigensten Sinne, der in der hellenistischen Poesie dem Formalen, als immer noch bedeutendem Spiele griechischen Geistes, die normative Geltung gibt. Durch

ihre technische Zucht sind diese Römer berufen, die Epoche der augusteischen Dichtung vorzubereiten, die uns mit tiefem Rechte klassisch heißt. Formal eine Befreiung, bedeutet die augusteische Poesie zugleich das bewußteste Erwachen römischen Wesens zum griechischen Geist. Das bezeugt sie am eindrucksvollsten wohl dadurch, daß sie Trägerin der Idee des eigenen nationalen Wesens zu werden, ihre bedeutendsten Werke dieser Idee dienstbar zu machen vermag. Man arbeitet an einem römischen Mythos, so wie die Griechen, solange sie Schöpfer waren, an dem eigenen Mythos tätig blieben: Mythos als verklärtes Bild und Ziel des eigenen Wesens verstanden. Wie mit dem Fortschreiten dieser großen Übersetzertat von Übernahme des Stoffs zur Nachbildung der Form und endlich zur Nachfolge im Geiste aus der Substanz italisch-latinischer Eigenart die Gestalt des römischen Wesens hervorwuchs: diese beispielhafte historische Wirklichkeit versinnlicht uns die prinzipielle Gültigkeit, der die in jedem Übersetzen, auch in der einzelnen Übersetzung tätigen Kräfte unterworfen sind.

Denn welche Kräfte und Eigenschaften man auch vom vollendeten Übersetzer fordert (man pflegt nach Neigung und Anlage bald diese, bald jene Fertigkeit hervorzuheben), sie sind unzureichend und wesenlos, solange sie nicht zusammengehalten werden durch ein gestaltendes Prinzip rein geistiger Art; wenn überhaupt, so vermag nur durch ein solches die Übersetzung am Vorbild wesenhaft teilzuhaben. Sprachliches Verständnis und sachliche Kennerschaft sind zwar Bedingungen, die durch keine Macht genialer Intuition aufgehoben werden; doch reichen sie für sich noch nicht an die Aufgabe des Übersetzens heran. Das tiefere produktive Verstehen der Form, das man Einfühlung nennen mag, hat es mit der sinnlichen Mannigfaltigkeit des Vorbilds zu tun; es bedarf des Bezugs auf eine objektive Norm, soll es das Vorbild nicht nur so weit erschließen, als man sich selber darin wiederfindet. Das Gestaltungsvermögen endlich, das aus dem inneren Bilde das neue Wesen erstehen läßt, birgt alle Möglichkeiten der Wiedergabe in sich, vermag | richtungslos dem eigenen Sinn des Übersetzers folgend dem Sinne des Vorbildes durchaus zuwider zu wirken. Wir kennen ja diese ›modernen‹ Übertragungen, denen das euripideische Drama ein geeignetes Gefäß modernen Lebensgefühls und Lebensverdrosses hergibt, andere,

die eine gepflegte Sprachkunst und universale Bildung daran wenden, den Homer wie den Platon gleichermaßen alexandrinisch zu verzärteln. Die Kritik lasse sich unter dem Eindruck einer oft gewählten, oft kühnen, oft genial anmutenden Formgebung doch nicht darüber täuschen, daß alles übersetzerische Bemühen wert- und wesenlos, weil sich selber widersprechend ist, solange nicht die verstehenden wie die gestaltenden Kräfte des Übersetzers Maß und Ziel durch eine Norm erhalten, welche die Idee des Originals selber ist. Die Erkenntnis dieser Idee (die wir nicht als rationales, sondern — im Sinne Platons — als anschaulich-geistiges Prinzip der Form verstanden wissen wollen) wird zum Formprinzip der Übersetzung, und erst in diesem Prinzip sind Übersetzung und Original eigentlich verbunden, so wie Symbol und Wesen verbunden sind. Die Erkenntnis der Idee des Vorbildes ist zugleich das objektive Korrelat zu dem Ethos des selbstgestaltenden Wollens, von dem früher die Rede war. »Der Übersetzer« ist in jedem Falle nur »der Dichter des Dichters«, wie einmal Novalis sagt, niemals der Dichter selbst. Er ahmt dem Dichter nicht nach, indem er etwa die Erscheinung der Form des Vorbildes, nach Schleiermachers Grundsatz, für gültig erachtet. Die Übersetzung ist neue Form und zum guten Teil auch neues Wesen. Aber insofern der Übersetzer (wieder mit Novalis) den Dichter »nach seiner und des Dichters eigener Idee zugleich reden« läßt, ist die Übersetzung vor der im Vorbild verkörperten Norm gerechtfertigt und vollendet. Denn nun ist sie gemeinsamer und rechtmäßiger Besitz sowohl ihres Schreibers wie des Schreibers der Urschrift: als verwirklichte Erkenntnis der Idee des Vorbildes wahr und lebendig zugleich, zeugt sie von ihrem Gestalter als dessen Werk, von dem Vorbild als Symbol seines Wesens. Symbolgestaltung, das ist alles wahre Übersetzen. Und nur wo eine Übertragung aus dem Griechischen im Prinzip ihres Daseins so vollkommen zur griechischen Literatur gehört, wie sie in ihrer sinnlichen Erscheinung der Sprache und Literatur des Übersetzers entstammt, hat sie ein Recht da zu sein.

Das so begründete Daseinsrecht besteht fort trotz und kraft der Tatsache der Unmöglichkeit alles Übersetzens, von der wir zu Anfang sprachen, wird auch nicht beeinträchtigt durch unser heutiges kompliziertes Verhältnis zum Griechentum und zur Ver-

gangenheit überhaupt. Übersetzungen werden von Schreibern gemacht und von Lesern gelesen, welche sich bewußt sind, daß solche Versuche »ebenso viele Bilder desselben Geistes« bedeuten, daß »jeder den wiedergab, den er auffaßte und darzustellen vermochte, der | wahre aber allein in der Urschrift ruhe« (Humboldt). Und selbst wenn wir überzeugt sind, daß es nie gelingen wird, den Homer, die Tragödie, den Platon so zu übersetzen, wie Luther die Bibel und Schlegel den Shakespeare übersetzt hat (daran mag hindern, daß wir erst durch Überwindung der Aufklärung zu poetischer Formung reiften), so sind uns die Versuche, dem griechischen Geiste mit dem Bewußtsein der Norm und mit dem Willen zur Gestaltung des Selbst nahezukommen, dennoch wert: eben weil dieses Bewußtsein und dieses Wollen griechischen Geistes sind. Ihre höchste Vollendung wird da sein, wo sich bedeutendes Wissen und ursprüngliches Schöpfertum vereint in den Dienst der Idee des Vorbildes gestellt haben; doch sind auch Versuche geringeren Anspruchs nicht verächtlich, sofern ihnen die Spuren eifrigen Werbens aufgedrückt sind. Dem reinen geistigen Bedürfnis des Einzelnen, dem sie entstammen, entsprechend, ist ihre Bestimmung nicht: Surrogate zu sein für den der anderen Sprache Unkundigen oder Lesehilfen für den Ungeübten. Sie sind zwar geeignet, als Symbole, dem Unkundigen gewisse Seiten des fremden Wesens im Spiegel eines ihm verwandten subjektiven Erlebens zu zeigen. Doch ist ihre eigentliche Aufgabe die gleiche, der auch die höhere wissenschaftliche Arbeit dient: die Erkenntnis und Fruchtbarmachung des hellenischen Wesens. Hat die Übersetzung die Beschränkung, durch die alles Verstehen und noch mehr alle schöpferische Wiedergabe des Verstandenen allein möglich ist, mit der wissenschaftlichen Darstellung, etwa der Kunst des Geschichtsschreibers gemein, so ist jener kraft der lebendigen, unmittelbar weckenden Form so weit überlegen wie jene ihr selbst kraft der strengeren, dauernderen Objektivität.

Die Frage nach der Methode des Übersetzens aufzunehmen, bestimmte Rezepte zu geben und Regeln aufzustellen, würde dem Wesen des Übersetzens aus eigentlich humanistischem Geiste widersprechen. Denn das Verfahren im einzelnen, die größere Freiheit oder die größere Genauigkeit bestimmt sich hier nach dem Wesen des Originals und dem Orte, den es bereits in unserem Geistes-

leben einnimmt. Die beiden Übersetzertaten, welche unser Verhältnis zu den beiden dauernd fortwirkenden Mächten der Antike, dem Christentum und dem Platonismus, in gewissem Sinne erneuert haben, sind gekennzeichnet durch einander fast entgegengesetzte Arten des Verfahrens. Luther, der doch die Eigenart der einzelnen Schriftsteller der Bibel erkannte und würdigte (er spricht von ihrem »Lehrhaften«, ihrer »wunderbaren Fülle des Ausdrucks«, von dem »Reisigen und Prächtigen« im Hiob), Luther erstrebt vornehmlich die Deutlichkeit und Verständlichkeit, nähert den deutschen Psalter immer mehr deutscher Rede und deutschen Vorstellungen an – mit dem Rechte und mit dem Gewissen, mit dem er das Wort | Gottes, dem das Individuum nur den Mund leiht, der deutschen Menschheit übersetzte. Schleiermacher rekonstruiert das System der platonischen Philosophie, sucht mit dem einzigartigen Gedanken auch die einzigartige Sprachform dem Gebildeten, ja eigentlich schon dem Kenner darzustellen. Wollte man heute den Platon übersetzen, man müßte eine neue Methode suchen, die (soweit das überhaupt möglich ist) der systematischen wie der historischen Ansicht gleichermaßen Rechnung trüge; während für einen Plotin die Arbeit, die Schleiermacher am Platon getan hat, noch zu leisten bleibt¹.

Allein, die Mittel zu bestimmen, ist mehr Sache des jeweiligen Übersetzers, nicht der Theorie. Welche auch immer Verwendung finden: sind sie dem Wesen des Originals gemäß und werden sie von anspruchloser Liebe getragen, so haften den endlichen Formen, so verschieden sie sein mögen, jener geheime Zauber an, den man wohl spüren und zeigen, doch nicht in einem Wort begreifen kann.

Ich bin mir bewußt, daß es mehr Erwägungen als Lösungen waren, die ich Ihnen in dieser Stunde dargeboten habe. Eben dieses liegt im Wesen der Frage nach dem Übersetzen begründet. Wie wir an der Geschichte wahrnehmen, daß Übersetzungen aus dem Griechischen, die die Zeiten überdauern sollten, weil sie selber die Zeiten mitbestimmten, stets ungerufen aus der Spannung hervorgingen, welche die wirkende Nähe des Hellenentums erzeugt: so ist alles werthafte Übersetzen in Einem Sinne ein glückliches Geschenk des

¹ [Inzwischen von Richard Harder durchgeführt: Plotins Schriften, übersetzt von Richard Harder, Hamburg 1956 ff.].

fruchtbaren Moments. Im anderen Sinne ist der Schöpfer der Übersetzung der griechische Geist selbst und seine Wirkung in uns. Das Schicksal herbeizurufen, das die Übersetzung zeitigt, ist dem einzelnen nicht gegeben. Aber allen, die mit dem Griechentume verkehren, ist die Möglichkeit der Selbstbesinnung gegeben, durch die man sich der Wirkung jenes Geistes öffnet.